Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg14>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 14 (2009)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg14/177-180>

Rg **14** 2009 177 – 180

Uwe Walter

Typologie oder Transfer – unentschieden

ähnlich wie in England auch in Denbighshire nicht immer strikt angewandt wurde, sondern zahlreiche Faktoren wie Anzeige- und Zeugenverhalten, die Juries und das Begnadigungsverfahren häufig zu einer milderen Praxis führten. Wie die verschiedenen am Strafverfahren beteiligten Personen und Personengruppen im Einzelnen agierten, wird im zweiten Hauptteil des Buches in drei Kapiteln dann noch näher untersucht (142–253).

Als Resümee ihrer Untersuchung mahnt Sharon Howard zu einer differenzierten Betrachtung der Materie und regt weitere, auch vergleichend angelegte einschlägige Regionalstudien an. Für Wales hat ihr Buch insoweit Pioniercharakter, aber auch darüber hinaus ist es ein weiterer wichtiger Mosaikstein zu einer britischen Strafrechts- und Kriminalitätsgeschichte der frühen Neuzeit.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die walisische Rechtsgeschichte, wie die hier resümierten Publikationen zeigen, in den letzten zehn Jahren einen spürbaren und erfreulichen Aufschwung genommen hat.²² Sie ist einerseits vielfältiger geworden und hat sich von ihrer lange Zeit dominierenden Keltozentriertheit zu lösen begonnen, profitiert aber andererseits vom wachsenden Selbstbewusstsein der Waliser. Diese scheinen sich nämlich in stärkerem Maße als früher für die Rechtshistorie ihres kleinen Landes am Rande des Vereinigten Königreichs zu interessieren, so dass entsprechende Forschungen willkommen sind und gefördert werden. Die weitere Entwicklung bleibt daher mit Spannung abzuwarten.

Thomas Krause

Typologie oder Transfer – unentschieden*

Universalgeschichte lässt sich unter drei verschiedenen Grundannahmen schreiben. Die älteste, vom teleologischen Denken jüdisch-christlicher Prägung ausgehende Variante erkennt eine Kette von einander ablösenden, jeweils eine bestimmte Aufgabe erfüllenden geschichtlichen Einheiten (»Reichen«) hin zum Jüngsten Gericht, dann, in säkularisierter Prägung, zum Fortschritt der »sittlichen Mächte« (Droysen). Einigende Kraft und Erkenntnismittel in diesem Zugang sind Providenz und Kontinuität, seine höchste Entwicklung fand er im Historismus. Weiter profiliert und mit der Frage nach der geschichtlichen Individualität und den Bedingungen von Fortschritt aufgeladen wurde dieses Modell

durch die genetische Frage: Wie sind kulturelle Formationen im Kontakt miteinander entstanden, wie haben sie voneinander gelernt, welche individuellen Gestaltungen haben sich dabei ergeben? Dieses Paradigma bestimmt aktuell die Globalgeschichte, seine Leitmetapher ist das Netzwerk. Gegen die beiden genannten Ansätze steht der Zweifel, ob die formativen Anfänge überhaupt erhellt werden können und ob die Konstruktion von genetischen Zusammenhängen und epochenüberspannenden Prozessen mehr sein kann als der erkenntnishemmende Versuch einer Sinnstiftung im Chaos der Emergenzen und Kontingenzen. Dieser Zweifel gebär die soziologische und heuristische (»Idealtyp«)

22 Vgl. etwa noch den Länderbericht »Legal History in England and Wales« von THOMAS G. WATKIN aus dem Jahre 1999 (ZNR 21 [1999] 436–450), in dem er für die Rechtsgeschichte seines Heimatlandes lediglich sieben Veröffentlichungen aus einem Zeitraum von über 30 Jahren anführt, während der englischen Rechtshistorie mehr als dreizehn Seiten gewidmet werden.

* Gesetzgebung in antiken Gesellschaften. Israel, Griechenland, Rom, hg. von LEONHARD BURCKHARDT, KLAUS SEYBOLD und JÜRGEN VON UNGERN-STERNBERG (Beiträge zur Altertumskunde 247), Berlin, New York: de Gruyter 2007, XIV, 246 S., ISBN 978-3-11-019482-1

Modellbildung und den typologisierenden Vergleich, die beide ohne die Annahme von Kontinuitäten und Transfers auskommen. Dem zuletzt genannten Weg eignet eine gewisse Kargheit, doch in der Nachfolge Max Webers und unter dem Eindruck der beiden nicht allein für Weber prägenden systematischen Leitwissenschaften *vor* der Soziologie, also der Rechtswissenschaft und der Nationalökonomie, ist er auch – wenngleich in begrenztem Ausmaß – in der Alten Geschichte beschriftet worden. Viel größeren Raum, bis ins aktuelle Feuilleton hinein, nimmt hier jedoch die genetisch-interaktionistische Frage ein; sie reicht in die Antike zurück und lautet in ärgster Zuspitzung: Wie viel Asien steckt in Europa?

Die Initiatoren des hier in gedruckter Form vorgelegten Austausches zwischen Alttestamentlern, Althistorikern und Rechtshistorikern über drei antike Rechtskulturen und deren Manifestationen in Rechtscorpora suchen nach Gemeinsamkeiten, lassen aber vorsichtig offen, »ob es sich um bloße Analogien handelt oder ob von einem gemeinsamen Ursprung des ihnen zugrunde liegenden Rechtsdenkens bzw. von einer Beeinflussung der jüngeren griechisch-römischen Codices durch ältere orientalische gesprochen werden kann« (VII). In der Tat liegen, wie L. Burckhardt in einem der beiden umfangreichen Überblicksaufsätze des Bandes hervorhebt, das deuteronomische Gesetz in Jerusalem (5. Mo. 12–26, spätes 7. Jh. v. Chr.), der große »Code« von Gortyn (5. Jh.) und das römische Zwölftafelgesetz (Mitte 5. Jh.) zeitlich recht nah beieinander, und was einst spekulativ »Achsenzeit« hieß, hört heute auf den Namen »mediterrane Koine«. Wesentliche Merkmale kennzeichnen alle drei als Kodifikationen von Recht: die Subsumierung verschiedener, oft älterer Regelungen in einem einheitlichen Normierungsmodus, die

Schriftlichkeit, die Veröffentlichung. Doch abgesehen von diesen wenig aufregenden formalen Gemeinsamkeiten – zu denen sich etwa auch eine kasuistische Rechtssprache zählen lässt – erscheint der Vergleich zum einen erheblich belastet durch das Maß an Strittigem bereits in jedem Teil für sich allein. So sind in der hochspezialisierten Wissenschaft vom Alten Testament – abgesehen von der Überlieferung und möglichen Textredaktionen – für die einschlägigen Passagen ganz elementare Sachverhalte ungeklärt: Wer waren die maßgeblichen Akteure (zur Auswahl: Bauernschaft, größere Grundbesitzer, Priesterschaft, König)? Was waren deren Interessen? Wie gestaltete sich das Verhältnis der lokalen Richter zum Jerusalemer Obergericht? Die Fragen ließen sich vermehren. Hinzu kommt: Wegen der lückenhaften Quellenlage kann im Vergleich nicht exakt bestimmt werden, welche Bereiche der drei Kulturen überhaupt als dem Subsystem Recht unterliegend und regelungsbedürftig angesehen wurden.

Zum anderen begrenzen offenkundige Differenzen den Vergleich.¹ So kam das Deuteronomium als Fiktion einer Mosesrede direkt von Jahwe und entzog auf diese Weise das Recht dem menschlichen Zugriff. Die in diesem Sachverhalt enthaltene exklusive Gleichsetzung von politischer und religiöser Gemeinde entfaltete langfristig gewiss eine enorme Wirkung. Obwohl durch den bald folgenden Untergang des Reiches Juda zunächst zur Virtualität verdammt, stehen, so Ed. Meyer in seiner (dem ersten der eingangs skizzierten universalgeschichtlichen Modelle verpflichteten) »Geschichte des Altertums«, diesem Gesetzgebungsakt »an Bedeutung wenig andere Begebenheiten der Weltgeschichte gleich: auf ihm beruht das Judentum und damit auch das Christentum wie der Islam. (...) Die Erbschaft der Religionskriege und Ketzerverfolgungen, welche

¹ Nicht dagegen die Vergleichbarkeit. Denn »vergleichbar« (und zugleich in seiner Ganzheit unvergleichlich) ist grundsätzlich jedes historische Phänomen; entscheidend ist, welche genetischen oder typologischen Aussagen sich aus dem Vergleich ziehen lassen. Dieser semantische Unterschied wird auch in diesem Band nicht immer beachtet.

dem Christentum wie dem Islam aus dem Judentum überkommen ist, ist ebenso gut dem Deuteronomium entsprossen wie die schönsten Stellen des Neuen Testaments.«² Eine kräftige Linie durch die Zeiten, für den synchronen Vergleich aber eine markante Grenze, denn im großen Code von Gortyn werden zwar zu Beginn die Götter angerufen, doch den Text machen dann ganz irdisch generierte Satzungen aus. Um eine mythische Revolutionsgeschichte voll republikanischen Geistes kreist die Erinnerung der Römer an die Entstehung der XII-Tafeln (Livius 3,33–54). Das Verfahrensrecht wird »in den drei Corpora sehr unterschiedlich behandelt und es zeigen sich zwischen ihnen diesbezüglich starke Gegensätze« (Burckhardt, 40). Im materiellen Recht finden sich ebenfalls wenige Berührungspunkte; kein konkreter Rechtssatz sei auszumachen, der »interkulturell wanderte« (41). Eher schon lassen sich, so eine Beobachtung von K. Raaflaub, in der Position des Gesetzgebers mitten in der Gesellschaft und in den Leitgedanken einer ethisch und politisch ausgerichteten Gesetzgebung gemeinsame Züge finden (178), die aber eher der Ideengeschichte zuzuordnen sind.

Die Rechtsordnung bildete offenbar eine »zweite Haut« jeder antiken Gesellschaft, war also so sehr an die konkreten sozialen, ökonomischen, religiösen und politischen Verhältnisse angepasst, dass sie selbst dort, wo eine Beeinflussung einigermaßen plausibel oder gar sicher erscheint, zu ganz eigenen prozeduralen Formen und materiellen Inhalten fand. Natürlich ähnelte, um ein im Band nicht thematisiertes Beispiel zu nennen, Rom im 5. Jh. in vielerlei Hinsicht einer griechischen Polis, gleichwohl konnte es ein *patronus si clienti fraudem faxsit, sacer esto* (Tab. VIII 10 Flach) nur in der Tiberstadt geben, weil in Hellas kein Klientelwesen existierte. My-

then und Ideen konnten demgegenüber leichter wandern, adaptiert und heimisch gemacht werden; sie wurden von einzelnen Dichtern und Denkern vermittelt und gestaltet und sie konnten in Pluralität koexistieren. Für das Recht galt das nicht. Grundlegende Errungenschaften wie die Unterscheidung von vorsätzlicher und unvorsätzlicher Tötung oder von Bußen, Duplum und Talion als Sanktionen waren andererseits so elementarer Natur, dass sie durchaus spontan in verschiedenen Rechtskreisen entstanden sein können. Burckhardt macht außerdem mit Recht darauf aufmerksam, dass etwa die Vermögensübertragung in jeder sesshaften und familienbasierten Gesellschaft frühzeitig geordnet werden musste, was zu autochthonen Regelungen führte; eine gegenseitige Abhängigkeit oder maßgebliche Veränderung der diesbezüglichen Satzungen sei wenig wahrscheinlich. Anders sieht es natürlich aus, wenn Überschichtung durch Eroberung in Betracht kommt, weswegen H.-P. Mathys – über eine mögliche altorientalische »Rechtsoikumene« hinaus – am ehesten mit Berührungen zwischen Israel/Juda und den Neuassyriern rechnet (72); indes ist auch hier die heuristische und methodische Diskussion um die Keilschriftzeugnisse äußerst verästelt und von einem Ergebnis weit entfernt.

Im zweiten Basisartikel behandeln K. Seybold und J. von Ungern-Sternberg umsichtig in parallelen Arbeitsgängen mit Josia und Solon »zwei Reformer«, die sich zeitlich nahestanden (Ende 7. Jh. bzw. erstes Drittel 6. Jh.), doch in sehr verschiedenen Kontexten und »ohne gegenseitige Einflussnahme« wirkten (150). Josia erhielt nach dem Zusammenbruch der assyrischen Macht die Chance, den »befreiten« Norden religiös und politisch »wiedervereinigen« und die kontaminierten Kultplätze zugunsten des Zentrums Jerusalem aufzuheben (»Kultzentralisa-

2 EDUARD MEYER, Geschichte des Altertums, Bd. III (1893), Stuttgart 1936, 158 f.

tion«).³ Solon sah sich in Athen mit der Herausforderung konfrontiert, eine für explosiv gehaltene soziale und politische Krise zu entschärfen, außerdem – hier liegt eine wenn auch sehr allgemeine Parallele – die Bürgerschaft zu befrieden und neu auf das Zentrum Athen auszurichten. Zu seinen wichtigsten Maßnahmen gehörten ein Schuldenerlass und das Verbot der erneuten Selbstverpfändung; demgegenüber schärfte ein Schuldengesetz in Israel/Juda (Deuteronomion 15,1–2) wohl lediglich ein, im Sabbatjahr keine Abgaben vom brachliegenden Land einzutreiben. Der Gedanke der bürgerlichen Gleichheit leitete sich bei Solon aus egalitären Traditionen, einer spezifischen Freiheitsvorstellung und einer Vision von Athen als Gemeinschaft ab, bei Josia aus der Fixierung auf den Jahwe-Glauben, der bestimmte, wer dazugehörte und wer nicht (s. o.).

Fachkulturen und -stile spielen auch in dem vorliegenden Versuch eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die beiden Basisaufsätze gehen behutsam von Konsensen in den verschiedenen Disziplinen aus und gründen darauf die ebenso vorsichtigen Vergleiche. Spezialisten neigen demgegenüber dazu, die Individualität und Komplexität ihres Gegenstandes zu betonen und sich gar nicht auf den Vergleich einzulassen. In diesem

Sinne wirkt der Aufsatz von G. Thür zur Gortyn-Inschrift in dem Band wie ein Fremdkörper. D. Liebs fördert immerhin einige aufschlussreiche Parallelen zwischen den XII-Tafeln und dem Deuteronomium zutage, bleibt aber ganz im Deskriptiven. Die drei – für sich genommen instruktiven – Beiträge zum Asylwesen in Israel und Griechenland versuchen erst gar nicht, die Aufforderung zur Komparatistik aufzunehmen. K. Raaflaub dagegen lässt sich in seiner »Gegenprobe« auf den von Seybold und Ungern-Sternberg entwickelten Vergleich zwischen Josia und Solon ein, rechnet aber für letzteren damit, »auf einer noch minimalistischeren Grundlage argumentieren« zu müssen (171). Die Analogie bestehe im Grunde, so die Bilanz, vor allem darin, dass jede Gesetzgebung größeren Zuschnitts versuchte, »einer gemeinsamen Grundproblematik durch Reformen und gezielte Maßnahmen beizukommen« (186). Das wussten wir schon. Zweifellos ist aus den einzelnen Beiträgen des Bandes, dem leider ein Register fehlt, viel zu lernen; ob der hier angegrabene Stollen ohne schärfere analytische Kategorien zu einer Goldader führt, scheint mir jedoch fraglich.

Uwe Walter

Kanzlei, Diplome, Privilegien und Mandate*

Vor nicht so langer Zeit waren die oft sehr langfristigen Editionsprojekte der Akademien und wissenschaftlichen Institute wegen ihrer Dauer in die öffentliche Kritik gekommen. Die Wellen der Erregung haben sich inzwischen gelegt. Zu den ältesten Institutionen dieser Art

gehören die Monumenta Germaniae Historica, kurz MGH. Für den im Mittelalter arbeitenden Rechtshistoriker ist unentbehrlich nicht nur die Reihe der Leges, sondern auch der Diplomata der deutschen Könige und Kaiser. Gerade in ihr ist in den letzten Jahrzehnten eine Herkulesarbeit

³ Vgl. ALFRED JEPSEN, Art. Josia (1), in: Biblisch-Historisches Handwörterbuch, Bd. 2, Göttingen 1964, 890–893 (mit Karte).

* SEBASTIAN GLEIXNER, Sprachrohr kaiserlichen Willens. Die Kanzlei Friedrichs II. (1226–1236) (Archiv für Diplomatik. Beiheft 11), Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2006, XII, 580 S., ISBN 978-3-412-03906-6